

Illustriertes Sonntags-Blatt

1915. * Nr. 47

ZUR
Amtlichen Taunus-Zeitung.

Verlag von Ph. Kleinbühl in Königstein i. T.

Der Brennermühlhof.

Schwäbischer Dorfroman von Erwin Hahn.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Auf dem Hof fand Martin einige Veränderungen. Der große Galgenbrunnen fehlt. Statt seiner hängt aus dem neuen mit rotem Badstein gemauerten Brunnenfranz ein langes Seil, an dem ein Schöpftübel befestigt war. Rechts vor der Sägehütte, die mit der Mühle verbunden war, lag eine Anzahl starker Eichen- und Buchenstämme. — Auch mehrere Schichten längst geschnittener Bretter waren hier aufgestapelt.

Vor dem neuausgebeizten Wasserrad blieb er stehen und rüttelte es in seiner Achse, daß es laut aufreiste.

„Wart nur, alte Knarrfäßer! Auch dich werden wir wieder in Schwung bringen!“

Dann stieg er unter den Tannen mehrere Schritte höher und überschaute mit abwägendem Blick das ganze Gehöfte. Alles in allem war es ein respektables Anwesen, das seinen Wert vorstellte.

Und ringsherum die Tannen in lausiger Ruhe! — Ein liebliches Plätzchen, ganz geschaffen für ein junges, stilles Glück.

Er fühlte sich im Geiste nach Hause kommend aus Wald oder Feld und dort unten sah er seine Lisbeth schalten als tapfere, sittsame Hausfrau. Eine kleine Schar Kinder — alle flachsb blond — kamen ihm entgegengeprungen, jubelnd und freudig über seine Heimkehr. Herrgott, und eigenen Grund und Boden! Eigenes Haus! Eigene Küche! Ja, ja — das Glück! Aber, es hat noch seine Schwierigkeit, hatte der Schulz gesagt?!

Na, wenn auch! Er wollte schon auch anderswo Brot verdienen für sich, für sein Flachstöpsle und auch noch ein paar andere hungrige Mäuler.

Er ging und holte sein Bündel. Dabei fragte er die Magd aus und ließ sich erzählen von der Überschwemmung, von der neuen Eisenbahn und alle Einzelheiten vor des Brenners Tod.

„Und du, Urjel?“ fragte er weiter. „Hast lang ausghalten beim Brenner?“

„An die fünfzehn Jahr.“

„Und jetzt? Willst wandern? Dir 'n anderen Dienst suchen?“

„Gott bewahre, sell nit!“ und etwas verschämt setzte das alte Mädchen hinzu: „I heirat' auf Martini.“

„Guck an, Urjel! — Wer ist's denn?“

„Mein Schwestermann, drüben überm Berg, in Zell. Die Schwester ist gestorben. Zum Dezember jährt sich's. Und jetzt hat er halt fünf Kinderla und keine Mutter, der Holzerfranz.“

„Du lieb's Handwerk! Und du willst'n jetzt d' Mutter sein, den Krampfen?“

„Was soll i machen?“ lachte jetzt die Urjel aus vollem Halse. „Er hat auch z'ringen ums täglich Brot, der Schwoger. Und mein Gott, so lieb, wie die Kinder sind, so arg lieb, und so unverforgt. Und 's Kleinst, Marte, i sag dir's — nur so'n Sonnenscheinle, so'n herzig's!“

Martin stand gerührt. „Ja, ja, 's ist'n Gottesg'schenk, so'n Kindel. — Und wann? Wann gehst?“

„Sobald 's Haus putzt und gut imstand ist. In drei Tag, den! ich, pad i z'samm und bring dem Schulz 'n Schlüssel.“

Er gab ihr die Hand zum Abschied. „Ja, so wünsch' i dir halt alles Glück, Urjel. Alles Glück! Dir und dei'm Mann und den Krampfen!“

„Vergl't's Gott, Marte! Und dir auch so viel!“ rief sie ihm nach.



o Heimat, teure Heimat! Originalzeichnung von Th. Bolz. (Mit Text.)

Wie der Martin durchs Dorf ging, bemerkte er, daß ihm einige Kinder scheu auswichen und miteinander tuschelten. Im Vorübergehen stopfte er an in dem Haus mit den grünen Läden und dem Bodshorn am Giebel. Die Kernchrischel saß gerade über der Bibel und brach in lautes Weinen aus, als sie seiner ansichtig wurde.

„Ja, Martin, bist denn wieder da? Haben's dich müssen freigeben in der Stadt?! O, die Schand! Die Schand! Rimmer unter d'Leut' bin ich gangen und betet hab' ich täglich für dein Seelenheil. Denn in der Bibel steht: „Laß ihn nicht in seinen Sünden verderben und laß die Strafe nicht ewiglich auf ihm bleiben!“

Während solchem Gejammer und Gesleun ging die Base durch Kammer und Küche, und besorgte für den Martin schnell ein Abendessen. Kartoffel in der Schale und saure gestandene Milch hatte sie im Haus. Der Martin löffelte und ließ sich's schmecken. Und sie betete und las aus der Bibel laut vor. Plötzlich hielt sie ein und fragte: „Sag, Martin, hast du dir net doch was vorzuwerfen? Sag's! Erleichter' dein Herz!“

Er schaute auf. „Wie meint Ihr das, Frau Bas?“

„I mein, ob du am End' doch net so ganz sauber bist, bei der unrechten Sach? Du weißt, Gott ist allwissend und auch allgütig. Und wer ihn bittet im rechten Glauben und in wahrer Reue, der wird seiner göttlichen Gnade theilhaftig werden, immerdar!“

Der Martin erwiderte kein Wort. Er stand auf und ging. „Aber wo willst denn hin, du Hitziger? So bleib doch. Ich mein's doch nur zum Besten! Martin, hörst net?“

Aber der war schon wieder auf der Straße.

„I glaub's. Vergelt's Gott! Ich muß zum Schulzenbauer!“

„So'n dickköpfiger Querulant!“ brummelte die Christine hinter ihm her und schloß gekränkt ihre Haustüre.

Die Stimmung im Dorfe war plötzlich zu Martins Gunsten umgeschlagen. Jetzt wollte keiner ihn für schuldig gehalten haben. Die früher am meisten gegen den „hergelaufenen Baganden“ geschrien hatten, in den Wirtshäusern und in Spinnstuben, die sangen jetzt am lautesten sein Lob an allen Orten. Man hatte sich schnell daran gewöhnt, in Martin Ohnwald wieder einen ehrsamem Mann zu sehen und nur die Schulkinder erzählten sich untereinander auf dem Nachhauseweg vom „Müllermarte, der schon im Gefängnis geessen hätte“, und blickten ihn aus scheuen Augen an, wenn sie ihm einmal gerade in den Weg liefen. Die ganze öffentliche Entrüstung galt jetzt dem Tagedieb, dem Brennerpeter, der ja zu seinem Glück flüchtig und wohl über allen Bergen war.

Es waren nur wenige, denen die „Brennergeschichte“ nicht völlig geklärt erschien. Aber unter diesen wenigen war der Hagmayer. Und als der Martin am dritten Tage seiner Heimkehr bei ihm mit allem schuldigen Respekt um die Lisbeth anhielt, da mußte er eine schroffe Abweisung erfahren. Der Hagmayer konnte einmal und für alle Zeiten dem kocken Burschen nicht die Schmach vergessen, die dieser nach seiner Ansicht über sein Mädel und sein ganzes Haus gebracht hatte.

Es war an einem Sonntag. Der Hagmayer stand noch im Kirchenrod, mit gespreizten Beinen am Ofen gelehnt und hörte den Martin ruhig, aber finsternen Gesichtes zu Ende. Dann entgegnete er kurz und bündig, und seine buschigen Augenbrauen zogen sich zusammen, daß zwei häßliche Falten um seine derbe Nasenwurzel sich gruben:

„Mein Spruch ist schon fertig, Herr von Ungefähr: Einem der schon dort war, wo für ehrliche Christenmenschen Quartier nicht frei ist — ob mit Recht oder Unrecht, sell kann und will ich nicht untersuchen, aber einem solchen geb' i mein Kind net zum Weib! So! — I bin der Hagmayerbauer und so lang' ich mich so schreib, so lang' seht' ich den Spruch hinter meinen ehrlichen Namen und dabei bleibt's!“

Da war aber die Lisbeth aufgeflammt und hatte sich zwischen die beiden Männer gestellt: „Der Martin ist ein ehrsamer Bursch! Was er hat müssen durchmachen, das hat er für einen andern getan, unschuldigerweis. Das ist erwiesen und das weiß heut jeder Mensch. Und der Vater wird's auch wissen?! Und so viel ist sicher! Der Martin und kein anderer! Und wenn ihn mir der Vater net gibt, dann nehm' ich ihn ohne den Vater. Oder ich lauf' heut noch aus'm Haus und geh in den Redar. — So viel ist mein Spruch, und ich heiß' auch Hagmayer!“

Der Hagmayerbauer war bleich geworden bis in die Lippen. Mähsam kämpfte er seinen Zähzorn hinunter. Er stand jetzt aufrecht vor den beiden und hielt seine Hände hinter sich zusammengepreßt. Seine Augen wurden immer kleiner und frostiger und über seine Lippen brachte er erst nur halblaut und knurrend:

„hm! — So, so? — Ja, ja, ja!“

Dann sagte er, langsam betonend, mit eisiger Gelassenheit: „Wenn's so steht? — Dann ist die Sach' anders. — Dann in Gottes Namen! Dann werd' i meinen Weg wohl allein weitergehen. Dann muß es halt so sein. — Aber eines sag' ich euch,

bei der Hochzeit sieht mich keiner! Und von meinem Segen sollt ihr net gar viel verspüren. Was dem Mädel zusteht, mütterlicherseits, das soll es haben. Je eher, — desto lieber! Aber auf meinen Tod braucht ihr net zu warten. Lieber zünd' ich den ganzen Plunder an, als daß ich auch nur einen Stein zurücklaß in solchen Händ'! So! Jetzt bin ich fertig mit euch!“

Und dabei war es geblieben. Der kräftige Bauer war nachher innerlich zusammengebrochen und hatte zusehends gealtert. Und die Lisbeth hatte in herzlichem Mitleid für den Vater vor ihm auf den Knien gelegen. Aber er blieb hart. Auch der Pfarrer war da und redete ihm gut und christlich zu, — er war unerbittlich. Und als der Deder-Andresel einige Tage vor der Hochzeit noch einen letzten Versuch wagte, hatte ihn der Hagmayer einen „alten Kuppel“ geheißsen und ihm das Haus verwiesen, so daß sich dieser gekränkt in sein Häuschen zurückzog.

An einem Samstag im November wurde das junge Paar getraut. Der Martin hatte einige Wochen vorher durch den Schulz ein gerichtliches Schreiben erhalten, in dem ihm mitgeteilt wird, daß eine zweite Verhandlung, zu der er nicht geladen war, seine völlige Unschuld aufgeklärt hätte und daß er von der gegen ihn erhobenen Anklage: den Forstwärter Schlumberger vorsätzlich getötet zu haben, freigesprochen ist. Gleichzeitig wurde das vom Brennermüller hinterlassene Testament amtlich anerkannt und ihm das Eigentumsrecht auf den Brennermühlhof und das vom Brenner nachgelassene weitere Erbe bestätigt, vorbehaltlich verschiedener besonders bezeichneter Grundstücke, die während acht Jahren dem stöckbriesslich verfolgten Peter Brenner zu eigen bleiben und für die der Martin bis zu diesem Zeitpunkt einen angemessenen Zins an das Gericht zu zahlen habe.

Am Vorabend der Hochzeit kamen die Freundinnen und Brautjungfern zur Lisbeth und brachten ihr den Brautkranz. Jede der jungen Dirnen hielt irgendein nützliches Küchengeräte als Geschenk in der Hand. Dabei sprachen sie den üblichen Spruch:

Wir kommen hier	Zum Ehebund
Und bringen dir	In dieser Stund
Die Myrte und den Schleier;	Nimm freundlich jezt entgegen
Drum Jungfrau hold,	Ein Freundschaftspfand
Sei treu, wie Gold,	Aus unserer Hand.
Dem Martin, deinem Freier!	Wir wünschen Gottes Segen!“

Martins alte Freunde, die alle noch ledig waren, die Knechte aus dem Schulzenhof und allen voran der Deder-Andresel, der alte, weißhaarige Junggeselle, hatten die Brennermühle mit Blumen und Kränzen geschmückt. Aber den Hof waren Girlanden gespannt und an einer solchen, eingerahmt von frischen Tannenzweigen, hing eine große, schwarze Tafel. Darauf stand:

„G'undes Blut, frohen Mut,
Dann und wann — was in d' Pfann,
Und uns Jahr was in d' Wiegen
Soll's Hochzippaar kriegen!“

Als der fröhliche Zug aus der Kirche kam und in den Mühlhof einbog, schlug die Lisbeth die Augen nieder angesichts dieser launigen Widmung und wurde rot bis unter den Myrtenkranz. Nur der Martin sah es und zog sie lächelnd und glücklich fester an sich.

Aus dem Haus kam ihnen ein süßer Duft entgegen. Dort stand die Urkel in der Küche und spidte den Hochzeitsbraten. Sie war besonders von Zell herübergekommen und hatte für diesen Tag noch einmal die Wirtschaft übernommen. Die Gret, die Obermagd vom Hagmayerhof, und die Kernchrischel standen ihr bei.

Die Kernchrischel fühlte sich heute so richtig als Festmutter, war sie doch als einzige mit dem schmuden Bräutigam verwandt. Wohl ein duzendmal hatte er ihr versprochen müssen, daß er ihr die kleine „wohlgemeinte Teilnahme“ von damals, wie sie es nannte, nicht nachtragen werde.

Stube und Kammern waren ausgeräumt für Tisch und Gäste. Denn sie waren alle geladen, die Bekannten von Braut und Bräutigam, und alle waren sie erschienen. Auch der Schulz, der Pfarrer und der Schullehrer saßen an der langen, weißgedeckten Festtafel und ließen gar muntere Reden laut werden auf das junge Paar und auf Urkels tüchtige Kochkunst. Nach dem Essen sorgte die Gret fleißig für Wein und Bier. Die Jungen sangen zu singen an; und die Alten sangen mit.

Nur der Brautvater fehlte. Statt seiner aber saß der Deder-Andresel strahlend an der Seite der glücklichen Braut und versicherte immer wieder: dieses sei der schönste Tag seines Lebens, und nun wolle er gerne sterben.

Vom Brennermühlhofe, wo noch vor wenigen Monden ein leises Todeswehen rauschte, stieg jetzt in froher Festesfreude ein vielstimmiges Jauchzen hoch, hell und verheißend wie das junge Leben. Und die jungen Tannen nahmen es auf und trugen es weiter am Heimbodel hinauf, in die Lüste, den Wollen zu!

Im Abend ging es zum Tanz. Bei der Engelwirtin war Musik bestellt. Und da ging es erst an ein Lustigsein.

Sei, wie da die jungen Paare flogen! Und die Alten wurden wieder jung! Sie vergaßen auf einige Stunden ihre täglichen Sorgen und sprachen von ihrer Kindheit und ihrer eigenen schönen Brautzeit. Der alte Andrefel tanzte, daß es nur so eine Art hatte und als er fertig war, stellte er sich taktierend vor den Tisch und sang ein grausig schönes Solo:

„Schön ist die Jugend bei frohen Zeiten,
Schön ist die Jugend, sie kommt nicht mehr,
Dum sag ich's noch einmal,
Schön sind die Jugendjahre,
Schön ist die Jugend, sie kommt nicht mehr!“

Und die runde, resolute Schulzenbäuerin zupfte ihren „Alten“ liebevoll an seinen zwei Badenzotteln und gab ihm die schönsten Rosenamen, zu denen sie nur fähig war.

Der Martin und die Lisbeth tanzten wenig. Meist saßen sie still an ihrem Ehrenplatz und schmiegt sich eng aneinander und flüsterten leise. Aber in ihren Augen leuchtete hell und sonnig das Glüd. Und sie freuten sich mit den andern.

Am nächsten Morgen fiel ein leichter Schnee vom Himmel und legte sich als stiller Flor über Furtmühlbach. Und in der kleinen Dorfkirche sprach der Parrer die erste Advents-Predigt.

Der Winter flog vorüber. Die Lisbeth hatte ihn kaum empfunden in diesem Jahr. Nun sah sie ihn entschwinden wie einen schönen Traum. Was waren das für süße Stunden des Glückes, wenn der Martin die Arbeit aufgab für den Tag, und sie saßen zusammen auf der Ofenbank und verplauderten die langen Abende mit vielen kleinen Erzählungen aus der Vergangenheit und mit stillen Plänen für die Zukunft. Eine angenehme Wärme ging aus dem breiten Kachelofen und fladerte in leichten, wohligen Wellen durch den Raum und über die traulich singende Petroleumlampe auf dem Tisch. Es war alles so blisssauer und behaglich im Stübchen, während draußen der Dezembersturm über den Hof jagte und kleine eissige Nödrchen an die Fenster schlug.

Oftmals kam an solchen Abenden auch noch der Peder-Andrefel dahergetroffelt, und er war immer willkommen. Er trieb dann gern seine kleinen Scherze mit den jungen Leuten und der Martin nannte ihn „seinen alten Stachelfreund“.

Aber auch traurige Stunden mischten sich der Lisbeth unter ihre jungen Ehewochen. Es waren solche, an denen sie zurückdenken mußte an den Vater, der ihr grollte und jetzt einen großen Umweg um den Brennermühlhof ging, wenn ihn mal ein Geschäft auf den Heimbodel rief. Gleich nach der Hochzeit war sie nochmals zu ihm gegangen und hatte ihn um Ausöhnung gebeten. Er hatte sie angesehen mit einem langen Blick, in dem Schmerz und Hohn, Stolz und tiefste Verachtung lag, und sie verwiesen auf das vierte Gebot. Dann hatte er noch hinzugesetzt:

„Den Eintritt in dein Vaterhaus will i dir net wehren. Aber kannst wenigstens eine Stund ausuchen, die mich auf'm Feld hält!“

Wie dies der Andrefel erfahren hatte, war er ärgerlich und sagte: „'s ist halt kein Auskommen mit dem Dickschädel. An dem sein G'müt muß ein Stärkerer rütteln. Und so kommt's, sag' ich euch!“

Heute ging der erste Frühlingstag zur Reige. Die Lisbeth stand am Fenster und wartete. Der Martin war auf den Ruid-Ader gegangen, um nach der Frühlisaat zu sehen und wollte mit Dunkelwerden nach Hause kommen.

Auf dem Tisch stand dampfend ein großer Topf mit Kartoffeln.

Die Magd trat aufgeregt in die Stube und meldete: „Mit der ‚Schedig‘ ist's net recht. I glaub' als, die will käßern!“

Es war die Gret vom Hagmayerhof. Sie hatte einmal dem Hagmayerbauern Vorhaltung gemacht wegen seiner groben Art, die Magde zu behandeln, und da hatte er ihr kurzweg aufgefunden. Seit Nichtmeh war sie nun in Martins Dienst.

Da kam auch schon der Martin zum Hof herein. Hinter ihm leuchtete ein kleines untersehtes Männchen unter der Last eines Zwerchbades, den er auf dem Rücken trug.

„Lisbeth!“ rief der Martin noch vor dem Haus, „ich bring' einen Gast. Der Holzerfranz ist's von Zell. Er bringt Korn zum Reizen und i mein, das könnt man noch schaffen vor Schlafenszeit.“

Mit einem freundlichen Mals auf ihre frischen Wangen hatte er sie begrüßt. Der Holzerfranz setzte hinzu mit seinem dünnen, fast bescheidenen Stimmchen:

„Geht halt 's Mehl aus, Müllerin, und 's Kleinwoll will Brot. Fünf Mäuler den ganzen Tag, die wollen gestoppt sein!“

„Glaub's Euch, Holzerfranz. Wollt Ihr net mithalten? 's Nachtmahl steht fertig?“

Er setzte sich mit an den Tisch und man begann, vorsichtig die heißen Kartoffeln zu schälen. Aber die Gret stand immer noch ungeschlüssig an der Tür und schaute die Lisbeth an. Da ließ diese plötzlich den Löffel fallen:

„Martin! Vergessen hab' ich's, vor lauter Gräß Gott! — Du mußt gleich in Stall, die Kuh will jungen!“

Der Martin sprang auf.

„I komm' gleich wieder, Holzerfranz! Derweil langt zu!“ Nach kurzer Zeit kam er wieder.

„Hat kein' Eil! Aber mit'm Schlafen ist's nix auf die Nacht! Uns Handumdrehen und sie verträgt, die Schedig.“

„Wann ich könnt' helfen?“ warf der Holzerfranz dazwischen.

„Hab so g'sagt: i komm net vor Hahnenstrei!“

„Erst essen, nachher wird sich's finden!“

(Fortsetzung folgt.)

Totenfest.

Erzählung von Elisabeth Maasle-Sandow.

(Nachdruck verboten.)

Einem Leichentuche gleich liegt die weiße Schneebede ausgebreitet. Grau und schwer hängen die Wolken hernieder. Kein Sonnenstrahl versucht sie zu durchdringen. Alles Leben scheint erstorben. Nur hin und wieder streichen Krähen laut trübsend über das weiße Feld dem nahen Gehölz zu. Wie erstarrt stehen an beiden Seiten des Weges, der von der kleinen Station ins nahe Dorf führt, die schneebeladenen Bäume.

Ein Wanderer schreitet auf dem einsamen Wege dahin. Hoch und kräftig ist seine Gestalt, sein Gesicht tief gebräunt, das dunkle Haar von vereinzelt Silberfäden durchzogen, die ersten, dunklen Augen bliden sinnend umher. Verschnitte Einsamkeit, tiefe Stille — Totenfest! — Läuten in der Ferne nicht die Gloden? Lausend bleibt er stehen. Dünne Glodentöne durchzittern die stille, kalte Luft. Heimatgloden! Lang ist's her, seit Gerhard Kramer ihrem Klange gelauscht. Vor Jahren, wenn er als Schüler aus der nahen Stadt am Ende der Woche heimkam, um den Sonntag im Elternhause zu verleben, begrüßte ihn stets das trauliche Abendläuten, wie hell und feierlich riefen am Sonntagmorgen die Gloden zum Gottesdienst in das schlichte Kirchlein, und wie klagten sie gleichsam, wenn ein müder Erdenpilger zur letzten Ruhe geleitet wurde. Heute läuten die Totengloden zum Totenfest. Neben ihm am Wege steht eine Gruppe Tannen. Er bricht einige der grünen Zweigspitzen.

Das Geläut ist inzwischen verklungen. Mit schnellen Schritten eilt er vorwärts. Bald hat er das Dorf erreicht. Da sind schon die ersten Häuser. „Heimat!“ Wie ein Sehnsuchtsruf kommt es von seinen Lippen. „Hast du mir auch alles genommen, meine Lieben, mein Glüd; wollte ich dich gleich fliehen, meine Sehnsucht galt immer dir!“

Wie ausgestorben erscheint ihm das kleine Dorf in seiner winterlichen Einsamkeit. Aus einigen Schornsteinen steigt Rauch in die nebelige Luft empor; ein Zeichen dafür, daß hinter den kleinen, niedrigen Fenstern noch Leben herrscht.

Langsam geht er auf der stillen Dorfstraße dahin. Jedes der bescheidenen Häuser betrachtet er aufmerksam. Alles wie einst, auch diese Sonntagmorgenstille, und doch —

In meine Heimat kam ich wieder,
Es war die alte Heimat noch,
Dieselbe Luft, dieselben Pieder,
Und alles war ein andres doch.

Oft als Schulknabe hatte er dieses Lied angestimmt, und nun muß er selbst erfahren, was jener heimkehrende Wanderer sang.

Weiter lenkt er seine Schritte bis zu einem altertümlichen Hause, das durch zwei große neue Fenster ohne Vorhänge an der linken Seite der breiten, niedrigen Haustür sofort als Schulhaus zu erkennen ist. Sein Elternhaus! Wenig hat sich äußerlich daran verändert, nur die Schulstubenfenster sind im Laufe der Zeit durch neue ersetzt worden. Rechts von der Haustür noch die beiden Fenster mit den kleinen Scheiben, die im Sommer dichtes Weinlaub umrankte. Bis hinauf zu dem Fenster im Giebel kletterten die Ranken und hüllten sein einfaches Stübchen in trauliche, grüne Dämmerung. — Seines Vaters Stolz war der Wein gewesen, er hatte ihn selbst angepflanzt und prächtige Trauben lohnten jedes Jahr seine Mühe.

Jetzt schellt die Haustürglocke schrill und laut und weckt den Wanderer gleichsam aus seinen Gedanken. Es ist noch die Glode von früher. In die geöffnete Tür tritt der Lehrer des Dorfes, große Rauchwolken aus seiner Pfeife blasend, um, wie es scheint, nach dem Wetter zu sehen. Freundlich erwidert er den Gruß des Fremden und schaut diesem nach, bis er um die Ecke verschwindet.

Doch vor dem Haus, wo uns vor Jahren
Die Mutter stets empfing, dort sah
Ich fremde Menschen fremd gebaren,
Wie weh, wie weh mir da geschah!

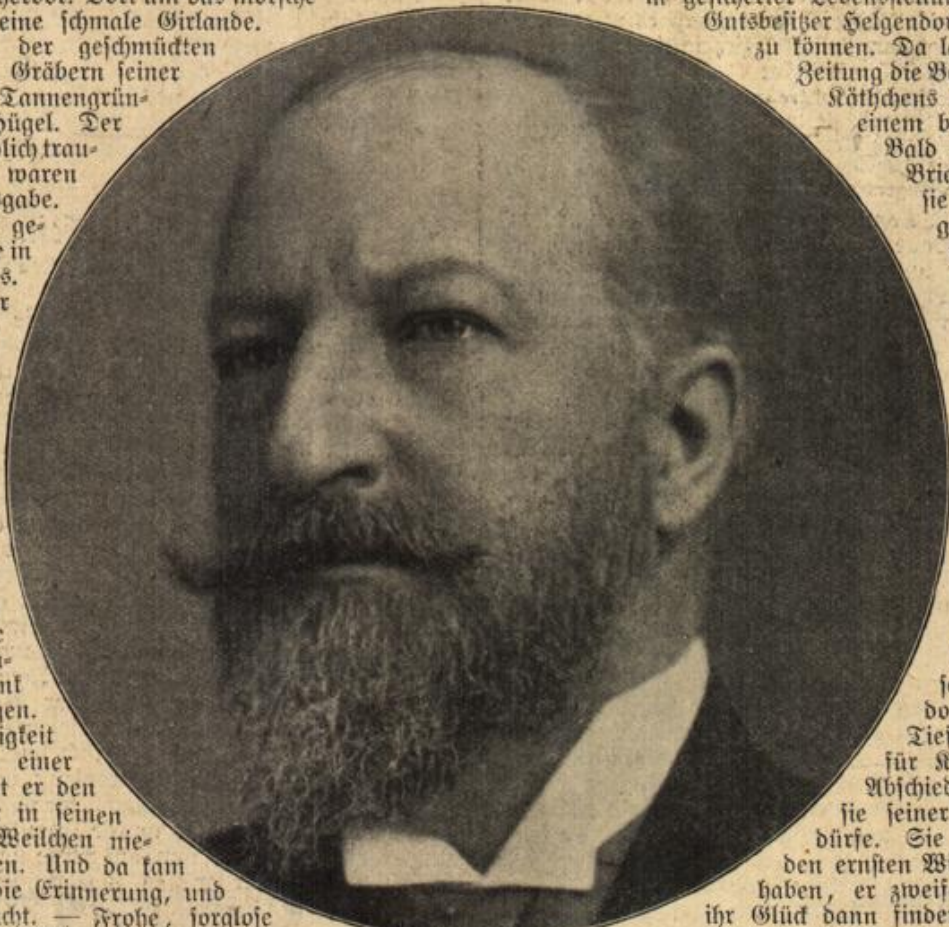
Nun ist der Friedhof das Ziel des heimtosen Fremden. Die alte, halbverfallene Friedhofspforte dreht sich knarrend in ihren Angeln. Wie eine Störung in dieser Stille empfindet er es.

Schnee deckt alle Hügel. Fast jeden schmückt ein Kreuz oder ein Kranz aus Tannengrün gewunden. Hier und da ragten Eisenblätter aus dem Schnee hervor. Dort um das morsche Holzkreuz schlingt sich eine schmale Girlande.

Durch die Reihen der geschmückten Hügel geht er zu den Gräbern seiner Eltern. Ein schlichter Tannengrünkranz liegt auf jedem Hügel. Der Anblick stimmt ihn unendlich traurig. Fremde Menschen waren Spender dieser Liebesgabe. Er legt die unterwegs gebrochenen Tannenzweige in die Mitte jedes Kranzes. Heiße Tränen rollen über sein bleiches Antlitz. Tränen um die so früh verlorene Mutter, um den Vater, Tränen um sein verlorenes Glück. Vorbei, vorbei! —

Dann wendet er den von Tränen verdunkelten Blick der alten Traueresehe zu. Der Schnee lastet schwer auf ihrem herabhängenden Geäst. Wie im Traume nähert er sich der einfachen, schneebedeckten Bank unter den kahlen Zweigen. Ein Anflug von Müdigkeit überkommt ihn. Von einer Seite der Bank entfernt er den Schnee, um sich, fester in seinen Mantel hüllend, ein Weilchen niederzulassen und zu ruhen. Und da kam sie, auf leisen Sohlen, die Erinnerung, und er wehrte ihr heute nicht. — Frohe, sorglose Ferienzeit, daheim im Elternhause. Schwül und heiß waren die Julitage. Auf dem Felde reifte das Korn der Ernte entgegen. Die vollen Ähren neigten betrübt das Haupt unter der jengenden Glut. Doch jedem dieser Tage folgte ein Abend, so wunderschön, so mondhell. Friedliche Abendstille lag über dem Friedhofe, leise zirpten die Grillen, silbernes Mondlicht zitterte geisterhaft auf den Fenstern des Kirchleins, und tiefer sank der Abend herab. Jrgendwo im Gebüsch schluchzte eine Nachtigall, und er saß träumend auf der Bank unter der alten Esche und wartete. Und sie kam, in dem schmucklosen, weißen Kleid, mit ihrem goldschimmernden Blondhaare, gleich einer Erscheinung in diesem Mondeszauber.

Die Gespielinseiner Kindheit war Käthchen Helgendorff gewesen, eine innige Freundschaft blieb zwischen ihnen bestehen, als er auf das Gymnasium kam, teilten doch beide das gleiche Schicksal: sie hatten keine Mutter mehr. Sie wußten längst, daß sie einander gut seien, und daß sie sich später angehören wollten. Da fiel der erste Schatten auf ihr heimliches Glück. Sein Vater starb, er hatte nun kein Zuhause mehr.



König Ferdinand I. von Bulgarien.

Mit ernstem Fleiß widmete er sich nun der Erfüllung seiner Pflichten als Assistenzarzt des Krankenhauses in W., um später, in gesicherter Lebensstellung, bei dem vornehmen Gutsbesitzer Helgendorff um Käthchen anhalten zu können. Da las er eines Tages in der Zeitung die Bekanntgabe der Verlobung Käthchens mit Herrn von Dehm, einem benachbarten Gutsbesitzer.

Bald darauf erhielt er einen Brief von Käthchen, in dem sie ihm mitteilte, ruhig und gefaßt, wie es ihre Art war, daß sie sich dem Willen ihres Vaters fügen müsse. Herr von Dehm sei die einzige Rettung ihres Vaters, der im Spiel große Verluste erlitten hätte. Aber sie würde den Jugendgeliebten niemals vergessen. Er möge ihr verzeihen, wenn er könne.

So mußte er seinem Glück entsagen. — Er, der Sohn des einfachen Landlehrers, würde ja dem so anspruchsvollen Gutsbesitzer als Freier seiner einzigen Tochter doch nicht genügt haben. — Tiefes Mitleid empfand er für Käthchen, und in seinem Abschiedsbrief schrieb er ihr, daß sie seiner Verzeihung gewiß sein dürfe. Sie möge ihn vergessen und den ersten Willen zum Glücklichenwerden haben, er zweifle nicht daran, daß sie ihr Glück dann finden würde.

Kurze Zeit danach verließ er Deutschland; er wurde Schiffsarzt. Seitdem hatte er nichts wieder von Käthchen gehört. Die Jahre gingen hin; in seinem Innern war es allmählich ruhig geworden.

Vor einigen Tagen hatte er sich in der Stadt, in der er studiert, niedergelassen, und die ausgedehnte Praxis seines Vorgängers, dem ein bedeutender Ruf als Arzt vorausging, übernommen.

Heute, am Totenfest, nach langer Zeit, trieb es ihn, die Gräber seiner Eltern und die Heimat wiederzusehen.

Leise sinken große, weiße Kloden hernieder. — Er fährt mit der Hand über die hohe Stirne, als wolle er Erinnerungen fortscheuchen. Ihn fröstelt. Er erhebt sich. Noch einmal streifen seine Blide über die weißen Graberreihen. Außer ihm ist niemand auf dem Friedhof.

„Nicht, nicht, und ohne Wiedertehr! Die du geliebt, sind fortgezogen, und kehren nimmer, nimmermehr!“ murmeln seine Lippen, indem er sich dem Ausgang zuwendet.

Da knarrt die alte Pforte und eine mit feinem Geschmack, doch einfach schwarzgekleidete Dame betritt den Friedhof. Sie erschrickt heftig, als sie den Fremden erblickt, und ihr Fuß stockt einen Augenblick. Sein Herz schlägt langsam und schwer. Träumte er denn?



Ein russisches Dorf im Kampfgebiet der Rospitskämpfe. Phot. G. Drücke, Wien. (Mit Text.)

Somit
laufend
werf
militärisch
sogar dur
schwer ge
kro grif
des Mont
lung ein;
ruppen
sichen Kar
San Mar
die Kiste
des Götze
bei Jagor
Raume no
fabrik von
Die We
unserer Tr
banischen
anerer in
Sova Bar
Peter hoch
tionen des
Kasta; si
st-Planin
deutscher
den Pristi
Londor
Der römische
Die Bulgaren
Befehlshaber
sich, die
Serbien n
eine Man
Soldaten,
Die Ra
betrete
ihn einer
kammt zw
Erfindung
wohl den
ledigung
der Ruf:
einen unge
wahrseinf
richtig ist
kann es sic
handeln, u



Wie die Bevölkerung in den neu besetzten russischen Orten die Feldgrauen empfängt.

Es kann ja nicht sein, daß sie, mit der sich seine Gedanken soeben beschäftigt, es ist. Doch dieses blonde Haar, die feine, schlanke Gestalt, die ihm nur größer erschien als einst — „Räthchen!“ Unwillkürlich hat er es gerufen.

Ein glückliches Lächeln umspielt ihren Mund, während sie langsam näherkommt und ihm die schmale Hand zum Gruße reicht. „Gerhard, ist's denn wahr, bist du es wirklich?“

Das war wieder ihre helle, liebe Stimme, in die sich nur ein leiser Klang von Wehmut mischt.

„Ja, Räthchen, ich kam, um die Gräber meiner Eltern zu be-

suchen und um die Stätte meines einstigen Glückes wiederzusehen. Und nun finde ich dich hier?“

Sie neigt ein wenig das blonde Haupt und entgegnet dann leise:

„Ich wurde

sammen, wo wir uns doch bereits verloren zu haben glaubten. Wir beide litten, aber wir wollen noch glücklich werden, nicht wahr?“

Sie schaut zu ihm auf und in ihren Augen stehen Tränen.

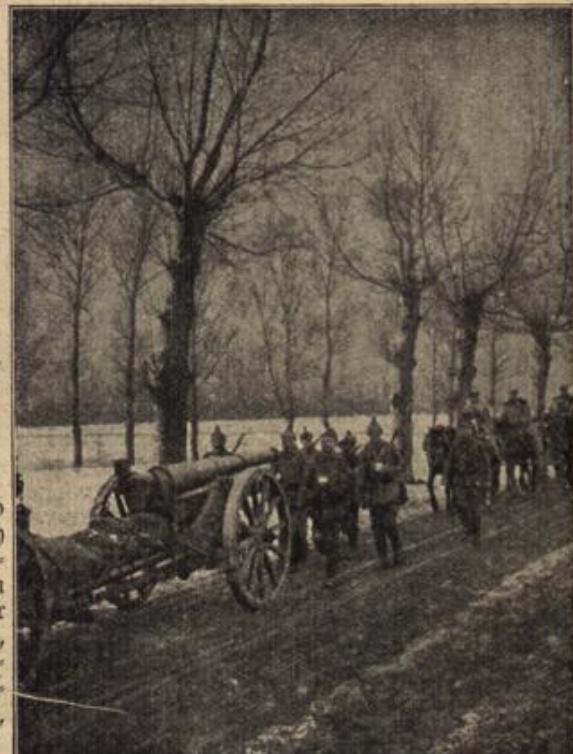
„Werde ich dich noch glücklich machen können, Gerhard?“

Statt aller Antwort zieht er sie an sich und küßt sie auf die Stirn. „Komm, ich begleite dich zu deiner Tante; ich wohne und praktiziere ja seit einigen Tagen auch in R. Der nächste Zug fährt in kurzer Zeit; wenn wir jetzt gehen, erreichen wir ihn noch.“

„Ja, wir wollen gehen, es ist so kalt und traurig hier.“

Und glücklich lächelnd hängt sie sich an seinen Arm, wie einst in den lauen Sommerabenden auf dem kleinen Dorfsriedhof.

Immer dichter fallen die Schneeflocken; aber zwei Glückliche wandern fröhlich plaudernd durch das stille Dorf.



Wintereanfang in Rußland:

Schwere deutsche Artillerie auf dem Marsch bei Pinsk.



Johann Heinrich Graf v. Bernstorff, deutscher Botschafter in Washington. (Mit Text.)

nicht die Gattin jenes ungeliebten reichen Mannes. Vor sieben Jahren verunglückte mein Vater tödlich auf der Jagd. Ich gab Herrn von Dehm sogleich sein Wort zurück. Seitdem wohne ich bei meiner Tante, der einzigen Schwester meiner Mutter in R. Unser Gut war total verschuldet und ging nach dem Tode meines Vaters in den Besitz des Herrn von Dehm über.

In all diesen Jahren hörte ich nichts von dir. Niemand vermochte mir Auskunft über dei-



Das Gebäude der deutschen Bucherei in Leipzig. (Mit Text.)

Wenn sich fünf Staaten den Krieg erklären.

Von Fritz Müller. (Nachdruck verboten.)

Der Piffolo kam an den Stattisch gestürzt, bremste, nahm die Diplomatenmienne eines europäischen Geschäftsträgers an, spreizte seine kurzen Beine, wie damals Bismarck in Versailles, und sagte: „Meine Herren, soeben kommt die Nachricht: Italien hat an die Türkei den Krieg erklärt.“

Der Immobilienhändler August Bramann, in Firma Gebrüder Bramann, benützte die Gelegenheit, um seine aussichtslosen Aktien offen aufzuwerfen: „Nein, jetzt so was“, sagte er und versuchte mit mäßigem Erfolge erregt auszusprechen. Wohingegen der Registrator Lämmle ärgerlich den Piffolo anfuhr:

„Desz'weg'n hätt'st noch lang net mein wunderschönes Eichel-solo zu verpachen brauchen, Piffolo.“

Die gekrätzten Piffolobeine rutschten zusammen, ganz unbismarckisch beleidigt sah er aus: „Aber ich habe mir doch denkt, Herr Registrator“, sagte er, „daß eine Kriegserklärung —“

„Ach was, mei Eichel-solo is wichtiger als wie a italienische Kriegserklärung, und überhaupt —“

„Die wievielte Kriegserklärung ist das eigentlich?“ vermittelte der Oberexpeditor Imhoff versöhnend.

„Das kann man sich nicht alles merken“, sagte Doktor Lehn-
tering vom Realgymnasium Schmünzeln, „aber man könnte sich ja einmal beim Kaiserlich Statistischen Bureau für Kriegserklä-
rungen erkundigen.“

„Soll ich telephonieren?“ sagte der versöhnte Piffolo dienst-
bereit. Man wollte lachen, aber der Registrator mit dem unter-
brochenen Eichel-solo winkte heimlich ab und sagte ernsthaft:

„Zawohl, Piffolo, telephoniere nur, aber g'schwind, unter A —“

Der Piffolo war schon nach der Telephonzelle unterwegs.

„Aber wie kann man nur den armen Kerl so hereinlegen?“

sagte der Oberexpeditor Imhoff.

„G'schieht ihm grad recht, warum hat er mir vorhin mein Eichel-
solo verpacht, weg'n d'Italiener“, erklärte der Registrator hartherzig.

„Ich bin begierig, was die Türken jetzt tun werden?“ sagte der
Immobilienhändler, der inzwischen berechnet hatte, daß ihm die
italienische Kriegserklärung mindestens fünfundvierzig Pfennig
Verlustanteil erparle.

„Das ist sehr einfach, was die tun werden“, holte der Regi-
strator aus, „die werden zunächst —“

„Halt“, sagte der Oberexpeditor, „wir haben abgemacht, in
dieser Woche keine politischen Fragen zu erörtern.“

„Das ist wahr“, sagte der noch immer schmünzelnde Doktor
Lehn-
tering vom Realgymnasium, der inzwischen den Marmor-
tisch mit Zahlen vollgerechnet hatte, „aber wie wäre es zur Ab-
wechslung mit einer kleinen Rechenaufgabe, mit dem Stat ist es
ja doch nichts mehr.“

„Rechenaufgabe?“

„Ja, also passen Sie auf: Gesezt den Fall, es erklären sich
fünf Staaten den Krieg —“

„Aber das ist doch auch politisch.“

„Nein, nur rechnerisch, ich kann mir nämlich selbst darüber
nicht ins Klare kommen.“

„Wie sagten Sie also: Fünf Staaten erklären sich den Krieg?“

„Ja, wieviel Kriegserklärungen ergibt das?“

„Aber das ist doch ganz einfach: fünf“, sagte der Immobilien-
händler.

„Keine Idee“, sagte der Registrator.

„Nu also, bitte, wenn Sie's besser wissen?“

„Da ist also zuerst der Staat Nummer eins, der den vier
anderen Staaten den Krieg erklärt, gibt vier Kriegserklärungen“,
sagte der Registrator umständlich.

„Dann der Staat Nummer zwei, der auch den anderen den
Krieg erklärt, gibt wieder vier“, ergänzte der Oberexpeditor,
„macht zusammen schon acht, Herr Bramann.“

„Hm, freilich, wenn Sie's so rechnen —“

„Wie würden Sie's rechnen?“ sagte Doktor Lehn-
tering.

„Halt, erst fertigmachen“, fiel der Oberexpeditor ein, „wir
hatten also acht — kommt jetzt der Staat Nummer drei und —“

„Das ist viel zu umständlich“, sagte der Registrator.

„Jeder Staat gibt vier Kriegserklärungen“, sagte Doktor Lehn-
tering bedächtig, „das habe ich auch zuerst gedacht, aber es ist falsch.“

„Falsch? Warum? Wie?“

„Ich kann unter A nichts finden“, erklärte der zurückgekehrte
Piffolo.

„Was A, wie A? Stören Sie uns jetzt die Berechnung nicht,
Piffolo — warum sind zwanzig falsch, Herr Doktor?“

„Es ist zu viel, aber ich weiß nicht, wo der Fehler sitzt, es ist
ganz vertrackt.“

„Nein, zwanzig ist richtig“, beharrte der Registrator.

„Unter A steht's nicht“, wiederholte der Piffolo.

„Lassen Sie uns mit Ihrem A in Ruhe“, wehrte der Immo-
bilienhändler ab, „das ist doch zu dumm: fünf soll falsch sein,
zwanzig soll falsch sein, was ist dann richtig?“

„Wir könnten es ja praktisch ausprobieren“, sagte der Ober-
expeditor mild.

„Wie? Wir sind ja nur vier und —“

„Piffolo, komm mal aushilfsweise her, jetzt sind wir fünf,
nicht wahr?“ sagte Doktor Lehn-
tering.

„Ja, aber —“

„Piffolo, hol dir auf unsere Kosten ein Glas Bier.“

„Soll ich also nicht mehr unter A?“

„Ich sehe überhaupt nicht ein, was das alles mit den Kriegs-
erklärungen zu tun hat“, sagte der Registrator.

„Werden's gleich sehen“, disponierte Doktor Lehn-
tering, „wir nehmen also an, wir lassen irgend etwas leben —“

„Also sagen wir den Piffolo“, lächelte der Oberexpeditor.

„Ich hab' nochmal nachgesehen“, sagte der Piffolo, der mit
seinem Glas Bier ankam, „aber unter A —“

„So, jetzt stoßen wir auf den Piffolo an —“

Der sah verdutzt drein, entschloß sich aber, für alle Fälle seine
Bismarckstellung einzunehmen, um der Lage gewachsen zu sein.

Und so oft einer mit dem andern anstößt, so viel Kriegs-
erklärungen gib't's.“

„Also, bitte.“ Es gab eine allgemeine Anstoßerei. Von den
Rebentischen starrte man herüber: „Die sind wohl verrückt —
was haben die nur mit dem Piffolo...?“

„Halt, wir haben vergessen zu zählen.“

„Der Herr Doktor soll zählen — also jetzt noch einmal.“ Tief-
ernst stieß man abermals zusammen.

An den Rebentischen regte man sich immer mehr auf. Ein
anwesender Lokalberichterstatter erkundigte sich nach den Namen:

„Was sind denn das für Leute, die da drüben mit dem Piffolo...?“

„Halt, Herr Registrator, Sie haben mit Herrn Oberexpeditor
zweimal angestoßen, Sie verderben uns ja die ganze Statistik.“

„Also noch einmal — am besten ist es, jeder, der fertig ist, tritt
immer auf die Seite.“

Das Experiment wurde feierlich wieder aufgenommen. Die
Gläser klangen. Der Doktor zählte laut: „Eins, zwei, drei, vier —“

An den anderen Tischen tuschelte es stärker: „Man sollte den
Wirt verständigen... die Leute scheinen total verrückt zu sein...“

„Sie haben doch vorhin noch ganz vernünftig zusammengeessen...“
ja, aber dann kam der Piffolo mit der italienischen Kriegserklä-
rung, und seitdem... wahrhaftig, total verrückt...“

„Sechs, sieben“, zählte der Doktor. Der Immobilienhändler
und der Piffolo schieden als fertiggeproftet aus.

„Sehen Sie, es gibt viel weniger als zwanzig“, sagte der Ober-
expeditor zum Registrator.

„Ach was, das ist mir überhaupt zu dumm.“

„Aber seien Sie doch vernünftig —“

„Halt, Herr Bramann, Sie dürfen nicht mehr mit dem Piffolo
anstößen, Sie sind ja ausgeschieden — wieviel Kriegserklärungen
haben wir jetzt?“

„Dummes Zeug, ich tue nicht mehr mit — überhaupt, die faden
Rechnerei.“

„Aber ich bitte Sie, seien Sie nicht kindisch.“

„Kindisch? Erlauben Sie...!“

In diesem Augenblick wurde der Berichterstatter Schnuffel-
mann vom dritten Tische rechts ans Telephon gerufen. Es war
die Redaktion der „Abendpost“.

„Herr Schnuffelmann, wir kommen in einer Viertelstunde
heraus, haben Sie vielleicht noch eine interessante Lokalneuigkeit?“

„Natürlich, natürlich, also schreiben Sie...“

Am gleichen Abend wurde es mit allgemeinem Kopfschütteln
in der ganzen Stadt gelesen:

„... so daß wir feststellen können, daß die neuerliche italienische
Kriegserklärung an die Türkei von männiglich in der ganzen
Stadt mit großem Gleichmut aufgenommen wurde. Nur in
einem bekannten Gasthaus konnte man wahrnehmen, wie einige
sonst geachtete Bürger darüber derart aus dem Häuschen ge-
rieten, daß sie sich erregt anschrien und dabei unter Einbeziehung
des Kesslers die tollsten Fagen mit ihren Biergläsern machten.
Es scheint sich um einen bedauerlichen Fall von paranoia praecox
zu handeln, die bekanntlich...“

Stille Stunden.

Gedanken zum Tage der Toten. Von Lucia Ewald.

(Nachdruck verboten.)

Das Kirchenjahr geht zur Rüste. Die Natur bereitet sich zum
Winter-schlaf. Wir feiern das Fest der Toten.

Aber den Gräbern feierten die ersten Christen einst ihrer An-
dacht schönste Stunden. Aber den Gräbern schwebte der Gott

des Lebens in seiner Allgegenwärtigkeit, der Gott der Liebe, dessen Gnade kein Aufhören kennt.

Auch wir ziehen an diesem Tage hinaus zu dem Gottesacker, zu den Gräbern unsrer vorausgegangenen Lieben, schmücken die Stätte, da deren Leiber gebettet wurden, halten im Geiste Zwiesprache mit unsren Toten und denken zägend der Zeit, in der auch wir von hinnen müssen.

Dieses Zagen hat ja auch einst den Pharisäer Nikodemus zur Nachtzeit zu Jesu geführt, der ihm die zuerst so geheimnisvoll erscheinende Antwort zu teil werden ließ: „Es sei denn, daß jemand von neuem geboren werde, kann er das Reich Gottes nicht sehen —“, und dann die weitere Erklärung hinzufügte: „Der Wind bläset, wo er will und du hörest sein Säusen wohl, aber du weißt nicht, von wann er kommt, und wohin er fährt. Also ein jeglicher, der aus dem Geist geboren ist.“

Wiedergeburt im Geiste wird zu unsrer letzten Reise verlangt!

Das sagen wir uns in diesen stillen Stunden auf dem Friedhofe! — Die sich daran knüpfenden Auferstehungsgedanken und die Kraft des Pfingstgeistes, die zur Wiedergeburt verhelfen soll, erscheinen uns heute herber als zur Frühlingszeit, zur Zeit der dazu bestimmten Feste. —

Wir müssen uns eingestehen, daß wir zu dieser Reise in unbekante Gefilde noch nicht genügend ausgerüstet sind. Diese Ausrüstung aber, die sich nicht mit Geld und Gut beschaffen läßt und über deren Zweckmäßigkeit man im Getriebe der Welt nicht nachdenken kann, bedarf zuerst der Überlegung in solchen Stunden, die ganz dazu angetan sind, uns zu durchleuchten.

Diese stillen Stunden gleichen dem Wind! So wie der Sturmwind tausend die Gewässer durchzieht und die Meereschätze nach oben führt, hären sich unsre Gedanken, und Seelenchätze, die wir selbst nicht kannten, gelangen zu unsrer Erkenntnis. Diese Erkenntnis aber zeigt uns das Rüstzeug zur Reise in das himmlische Kanaan: Die Liebe zu unserm Nächsten, jene Liebe zur wertvollen Hilfe, sowie jene verstehende und verzeihende, leitende Liebe für die seelisch Bedrängten.

Diese Erkenntnis läßt uns weiter rüsten mit neuem Mut zur Erfüllung der uns oft so schwer fallenden täglichen Pflichten, zu jener Treue im Amt, in den Grenzen unsres Wissens und Könnens.

Diese Erkenntnis läßt uns uns rüsten mit der vertrauenden Kindesliebe zu dem Allvater, die uns unverschuldeten Schicksalsschlägen nicht nach dem „warum“ fragen läßt, sondern diese in geduldiger Ergebung tragen lehrt, weil wir uns sagen müssen, daß die Wege des Ewigen unerforschlich sind!

In diesen stillen Stunden werden wir aber auch einsehen lernen, daß wir ab und zu weitere stille Stunden in der Lebensarbeit nötig haben, daß wir ab und zu der wohlthuenden Last bedürfen, um die allmählich nur erstarkende Kraft zum richtigen Wollen und Vollbringen dieser seelischen Reifeigenschaften zu erlangen, da eine Wiedergeburt im Geiste nicht im Geschwindigkeit geleistet werden kann.

Doch dürfen wir wiederum nicht denken, daß ein Zuviel an stillen Stunden uns zur schnelleren Wiedergeburt im Geiste führt. Überschwang ist allemal vom Übel! Lebensarbeit ohne stille Stunden aber macht hart, oft bitter — und grausam!

Stille Stunden ohne Lebensarbeit machen seelisch zu weich oder sentimental, lähmen die Willenskraft und verhindern die stete treue Pflichterfüllung, die das Leben verlangen muß.

Ernst und feierlich hallen die Gloden am Tage der Toten. Sie künden aber nicht den Zurückgebliebenen: *mortuos plango* — nein, sie mahnen: *vivos voco*! Sie sprechen gar ernst und eindringlich mit ihrer metallenen Zunge: *lebet recht, auf daß ihr, wenn ihr sterbet, „echt“ befunden werdet!*

„Wer Lebensarbeit und die stillen Stunden
Allhier, flug wägend, allzeit hat verbunden,
Der wird geheilt von allen Lebenswunden,
Im neuen Geiste dort oben „echt“ befunden!“

Können Fische hören?

Die Hörfähigkeit der Fische bildete früher einen lebhaften Streitpunkt unter den Naturforschern. Da das Ohr der Fische wohl einen Vorhof und Bogengänge, aber keine Schnecke besitzt, erschien es ziemlich ausgeschlossen, daß dieses Organ wirk-

lich geeignet war, Geräusche dem Gehirne zu übermitteln. Man nahm vielmehr an, daß es, als für ein im Wasser lebendes Tier überflüssig, im Laufe der Jahrtausende verkrüppelt und gebrauchsunfähig geworden sei, gerade so wie bei einer bestimmten Art von in ewiger Dunkelheit vegetierenden Höhlenmolchen die Augen mit der Zeit vollständig in den Kopf eingewachsen und gleichfalls wertlos geworden sind.

Andere Gelehrte wieder schlossen aus folgenden Beobachtungen auf eine bei den Fischen trotzdem vorhandene Hörfähigkeit. In vielen Schloßteichen, in denen Fische gehalten wurden, hatten diese sich daran gewöhnt, auf den Ton einer am Ufer angebrachten Glode an einer bestimmten Stelle zusammenzukommen, um ihr Futter in Empfang zu nehmen. Diese Tatsache schien einwandfrei zu beweisen, daß die Tiere den Klang der Glode notwendig vernehmen müßten.

Aber den geringen Wert dieser und ähnlicher Beobachtungen spricht sich Professor Mangold vom Physiologischen Institut der Universität Freiburg wie folgt aus:

„Die Hörfähigkeit der Fische schien von alters her aus der Gewohnheit mancher Fischzüchter hervorzugehen, die Tiere durch Läuten einer Glode oder durch Zuruf zur Fütterung heranzuloden, wie es schon von dem Römer Cramus und seinen mit menschlichen Leichen gefütterten Muränen erzählt wird. Dieser Irrtum kann jetzt als überwunden gelten.“

Es hat sich herausgestellt, daß die Fische vielmehr herbeikommen, weil der Fütterer sich ihnen zeigt oder aber die Erschütterung seiner Schritte sich dem Wasser mitteilt, doch niemals auf das Läuten der Glode allein. Für jene mechanischen Reize und Druckänderungen im Wasser sind die Fische so überaus empfindlich, daß man von einem besonderen, zum Tastsinn gehörigen „Erschütterungssinn“ bei ihnen spricht.

Auch wenn einige Fische auf das Läuten einer unter Wasser verborgenen elektrischen Glode, wie es bei zahlreichen Arten mit fast ausnahmslos negativem Erfolge ausprobiert wurde, auf sehr kurze Entfernung mit Fluchtbewegungen reagieren, so ist dieses auf die mechanische Wirkung der von der Glode ausgehenden Wellen auf den Erschütterungssinn zurückzuführen. Oft handelte es sich dabei um Schallreize, die für einen tauchenden Menschen noch in 50–80 Meter Entfernung zu hören waren. Die gleiche Erklärung gilt erst recht für die Reaktionsbewegungen der Fische bei Händeklatschen in nächster Nähe oder bei dem Knall von Feuerwaffen in etwas größerer Entfernung. Es ist also lediglich der „Erschütterungssinn“, der uns zu dem Glauben verleitet hat, die Fische könnten hören. In Wirklichkeit sind sie stotaub.“

W. Abel.

Totenfest.

Trane Nebel über Wald und Flur,
Dieses Schweigen rings in der Natur.

„Es ist, als schritt“ der Schnitter Tod durchs Land,
Alles Leben brach mit rauher Hand.

Von den Türmen hallet Glodenklang,
Mahnet ernst der eberne Gesang.

Totenfest verkündet das Geläut,
Läßt gedenken uns der Toten heut.

Trän' um Träne fällt auf manchen Hügel,
Ach, die Hoffnung senkte matt die Flügel.

Grau und trüb die Tage nun verrinnen,
Seit das Liebste nahm der Tod von hinnen.

Galt es scheiden auch von unserm Lieben,
Sel'ger Trost ist dennoch uns geblieben.

Jenes Wort, das einst der Herr gesprochen:
„Sieh, ich hab' des Todes Nacht gebrochen,

Ich bin Auferstehung und das Leben“,
Alles bange Zagen muß es heben,

Daß wir ohne Furcht und jedes Graun,
Frei dem Tod ins Antlitz mögen schaun,

Denn der Weg durch Sterben und Vergehn
Führt zu Auferstehn und Wiedersehn.

Elisabeth Weafer-Candow.

Begierbild.



Wo sind die beiden Töchter des Försters?

Unsere Bilder

O Heimat, teure Heimat! Seit sieben Monaten steht der Heinrich im Feld, treu seinem König, treu seinem Vaterland, für das er freudig sein Leben einzusetzen bereit ist. Nun hat er einen kurzen Urlaub erhalten, er darf heim zu Weib und Kind. Frohen Herzens hat seine junge Frau die Postkassette vernommen und vor Freude lachend und weinend zugleich ihr Bübchen hochgehoben. „Der Vater kommt!“ Und dann hat sie sich und das Kind schmutz gemacht, hat einen blühenden Rosmarinweig im Gärtchen gepflückt und ist zum Bahnhof geeilt, der eine Strecke vom Dorf entfernt liegt. Pünktlich trifft der Heinrich ein. So frisch und strahlend sieht er aus und bei Gott — ihn schmückt das Eiserne Kreuz!

Dem Mariette klopf das Herz vor freudigem Stolz über ihren tapferen Mann, der jetzt herzuwinkt und sie und den Kleinen in seine Arme schließt. Und wie der Heinrich nun dem heimatischen Dorfe zuschreitet, auf dem einen Arm sein Kind, das so stöhlich zum Vater aufschaut, den anderen Arm um sein Weib gelegt, aus dessen treuen Augen ihm so viel Liebe entgegenstrahlt, da überkommt ihn ein unsagbares Glücksgefühl. O Heimat, teure Heimat! Wie zuvor hat er es so tief empfunden, wie schön sich's in der Heimat lebt. Die Scholle, auf der er geboren, die Heimat, die sein Liebstes birgt, o, sie ist's wert, daß er mutig das Schwert erhebt, um sie gegen den dräuenden Gegner zu verteidigen. Und im stillen gelobt er sich, nicht zu wanken noch zu weichen, ja bis zum letzten Atemzug sein höchstes Gut zu schützen: Weib und Kind und die Heimat, die teure Heimat! M. W.

Ein russisches Dorf in den Notitnosümpfen.

In dem 82000 Quadratmeter umfassenden Sumpfgebiet des Privatflughafens kämpfen die Heeresgruppen des Prinzen Leopold von Bayern und des Generals v. Linzungen. Die von Wald durchsetzten Sümpfe, die das Vordringen außerordentlich erschweren, umfassen ein Gebiet in der Größe von Bayern und Hessen. Die besonders niederschlagreiche Poljesie ist von mehreren schiffbaren Flüssen und Kanälen und von strategischen Bahnen durchzogen, während sich die wenigen Landstraßen in einem sehr schlechten Zustand befinden. Die Besiedelung ist infolge des ungesunden Klimas äußerst spärlich.

Johann Heinrich Graf von Bernstorff, deutscher Votschafter in Washington. Er bekleidet sein infolge des Weltkrieges außerordentlich erschwertes Amt bereits seit sieben Jahren. Die Columbia-Universität sowie die Universitäten Chicago und Princeton haben ihn zum Ehrendoktor ernannt, und man darf zu seiner bewährten diplomatischen Geschicklichkeit das volle Vertrauen haben, daß er die deutschen Interessen mit Entschiedenheit und Tatkraft vertritt.

Das Gebäude der deutschen Bäckerei in Leipzig, welches seiner Vollendung entgegengeht. Die gesamte bebaute Fläche umfaßt 3350 Quadratmeter und die Baukosten einschließlich Nebenanlagen und Einrichtung betragen zwei Millionen und zweihunderttausend Mark. Die deutsche Bäckerei in Leipzig sammelt im Gegensatz zu den Bibliotheken anderer Städte ausnahmslos alles, was überhaupt in deutscher Sprache gedruckt wird.

Ein deutscher Fliegerheld. Fliegerleutnant Böde wurde für sein heldenmütiges Verhalten gelegentlich des letzten Freiburger Fliegerangriffs von der Obersten Heeresleitung mit Auszeichnung erwähnt. Leutnant Böde, der Ritter des Eisernen Kreuzes erster Klasse ist, hat im Laufe des Sommers drei gegnerische Flugzeuge zum Abschuss gebracht.

Allerlei

Stimmt. Er, am Landungssteig, ärgerlich: „Wenn du nicht so lange zum Anziehen gebraucht hättest, hätten wir das Schiff nicht verärrmt.“ — „Und wenn du mich nicht so gedrängt hättest, bräuchten wir nicht so lange auf das folgende zu warten.“

Kaiser Karl VI. besaß viel Fertigkeit in der Musik, besonders im Klavierpiel. — „Ewig schade!“ rief einmal ein Tonkünstler, der ihm mit Bewunderung zugehört hatte, voll Entzücken aus, „daß Ew. Majestät kein Virtuose geworden sind, Sie würden gewiß Ihr Glück gemacht haben.“ — „Au, nu,“ antwortete der Kaiser, „laß Er's nur gut sein; wir sehn uns so besser.“

Ein satomonisches Urteil. Als Kaiser Karl V. einst zu Brüssel Hof hielt, fiel dafelbst zwischen zwei vornehmen und hochgestellten Damen ein so heftiger Rangstreit vor, daß man schon befürchtete, diese Zwistigkeit könne die schlimmsten Folgen haben und die vornehmsten Familien des ganzen Landes entzweien. Man gab sich alle Mühe, den Streit beizulegen, aber vergeblich, die eine wollte immer vor der andern den Vortritt bei Hofe haben. Endlich brachte man die beiden ergrimten Schönen so weit, daß sie sich einem scheidtschlichtlichen Ausspruch des Kaisers unterwerfen wollten. Kaiser Karl bewilligte die desfallsige Bitte der beiderseitigen Verwandten und bestimmte einen Tag, an welchem er öffentlich durch seinen Ausspruch den Streit zu entscheiden willens sei. Dieser Tag erschien — noch nie war der Audienzsaal so voll gewesen, keine politische Angelegenheit hatte jemals die Gemüter so sehr beschäftigt, wie diese Damenzwistigkeit. Endlich tritt der Kaiser in den Saal. Atemlos lauschen die Anwesenden seinem Ausspruch. „Wir haben“, sagte er mit würdevollem Ernst, „die Streitigkeiten dieser beiden Damen wohl erwogen und unser kaiserlicher Wille geht dahin, daß die Päßliche vorangehen, die Schöne

aber ihr folgen soll.“ — Dieser weise Urteilspruch machte einen lebhaften Eindruck. Keine der beiden Damen wollte nunmehr vorangehen und man hatte die größte Mühe, sie aus dem Saale zu bringen. Dies war nicht eher möglich zu machen, als bis ein Schlautopf das richtige Mittel dazu ausfand. Auf seinen Rat verließ die eine Dame durch die Vordertür, die andere aber durch die Hintertüre den Saal.

Gemeinnütziges

Einige erprobte Kniffe für die Kriegsküche. Sparen auch in kleinen und kleinsten, lautet zur jetzigen harten Kriegszeit die Losung für die Hausfrau. Da muß manches verwendet werden, was man früher achtlos in den Schalleneimer warf, und es müssen alle die kleinen Hilfsmittel angewendet werden, die man unter dem Namen „Küchen-Hotuspokus“ früher belächelte, weil sie unter harmlosen Kniffen den Gerichten Ansehen und Geschmack kostspieliger Gerichte geben und teure Zutaten durch billige Streckungsmittel ausgiebiger gestalten. Da ist zum Beispiel die heute recht kostspielige Fleischbrühe, welche die Herren so ungern entbehren, ohne das dazu gebrauchte Hochfleisch zu schäßen. Hierfür allein gibt es eine große Anzahl kleiner Hilfsmittel, um aus dünner Fleischbrühe oder aus Knochenbrühe eine kräftig schmedende und ansehnliche Brühe zu gestalten. Jede Hausfrau hat dafür ihren besonderen Kniff. Die eine zerklagt die Brühknochen in ganz kleine Stücke und röstet sie mit den Suppenwurzeln braun an, ehe sie dieselben mit kaltem Wasser ansetzt. Andere rösteten wieder nur das Wurzelzeug und ein winziges Stückchen Rindsniere braun und geben es in die Brühe. Oder man röstet eine mittelgroße, ungeschälte ganze Zwiebel auf der Herdplatte braun und wirft sie in die Brühe; sie verleiht kräftigen Geschmack und schöne goldgelbe Farbe. Ein nußgroßes Stück Parmesanläse in Kalbsfleischbrühe gegeben und mitgekocht, nimmt dieser den weichlichen Geschmack und läßt sie kräftiger, voller erscheinen. Auch eine Muskatblüte verbessert Geschmack und Farbe der Fleischbrühe. Verwendet man die fertig käuflichen Suppenwürfel von Knorr, Maggi usw., so

kann man gut aus einem Würfel anstatt drei Suppen deren fünf bereiten, wenn man den zerbröckelten und mit kaltem Wasser angerührten Suppenwürfel mit einer Mehlschwitze verrührt und entsprechend mehr Wasser verfocht, oder die sonst wie üblich bereitete Suppe nur mit mehr Wasser ansetzt und kurz vor dem Anrichten mit etwas in kaltem Wasser langlequirlen Mais- oder Kartoffelmehl säniger gestaltet. Kurz vor dem Auftragen gibt man noch ein kleines Stückchen frische Butter oder ein wenig Bratentumle daran, was den Geschmack sehr verfeinert. Bei biden Suppen dieser Art ist der Zusatz von einigen Eßfeln Wagemilch sehr zu empfehlen. Das Kochwasser von Fischen sollte man nie weggießen, sondern es mit einer lichten oder dunklen Mehlschwitze und reichlich Suppenwurzeln zu einer schmackhaften Suppe verlocken. Die weichgekochten Suppenwurzeln, ebenso Strünke von Blumenkohl und Krautköpfe, werfe man nie weg, sondern gebe sie, durch ein Sieb gestrichen, in die Suppe, denn sie enthalten noch wertvolle Nährsalze. M. Kn.

Zum Löten von Kupfer und Bronze lassen sich Mischungen von Kupfer und Blei mit Vorteil verwenden. Je mehr Blei man zusetzt, um so leichter schmelzbar wird die Legierung, aber desto mehr weicht sie auch in Farbe und Zähigkeit vom Kupfer ab. Man pflegt 85 Teile Kupfer und 15 Teile Blei in Anwendung zu bringen.

Kleingehackte Zichienstren oder Zichiennadeln sind eine ausgezeichnete Einstreu für den Nachtstuhl im Hühnerstall, da sich kein Ungeziefer darin hält.

Rätsel.

Es stieret oft die Wand,
Auch macht es Frauenhand.

Reim-Rätsel.

Sommer und —
Winter —
Sänger —
Genie —
Regen —
Rätsel —

Bei richtiger Lösung nennen die Anfangsbuchstaben der zu suchenden Reime, von oben nach unten gelesen, einen Mädchennamen.

Dr. Guggenberger.

Bilderrätsel.



Homonym.

Mein Wort bezaht man oft mit saurer Miene;
Dem Schiff ich auch zum Renken diene.
W. Spangenberg.
Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung des Rätselsprungs:

Das Leid vertieft des Menschen Sinnes,
Nährt aus auch den Scheines Glanz,
Das ihm nicht wert sei, zu gewinnen,
Ihn ins eigne Selbst zurück.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer: Treue, Neue.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.